

# Teheran, Stadt ohne Fluss



Teheran, März 2016. ■ DNYM L62 (CC-BY 2.0)

Von Amir Hassan Chehelan

**T**eheran war nicht immer Hauptstadt. Heute kann man sich kaum vorstellen, dass dieser Moloch mit seinen 14 Millionen Menschen vor etwas mehr als 200 Jahren ein größeres Dorf mit ein paar tausend Einwohnern war. Was mag wohl den Begründer der Kadscharen-Dynastie Agha Mohammad Khan (1742–1797) dazu bewogen haben, diese Ansiedlung, die noch nicht einmal an einem Fluss lag, zu seinem Regierungssitz zu machen? Weder zog dieser Herrscher bereits gut erschlossene, dicht besiedelte und be-

deutende Städte wie Schiras, Isfahan, Maschhad oder Täbris in Betracht – jede war schon Landeshauptstadt gewesen –, noch zeigte er das geringste Interesse an Ghaswin, zwanzig Meilen von Teheran entfernt und einst Zentrum des Landes. Stattdessen beschloss er sich an einem Ort niederzulassen, an dessen Südrand ein Gebirgszug die erfrischend feuchte Luft des Kaspischen Meeres fernhält und der obendrein den heißen und trockenen Winden der Wüste ausgesetzt ist.

Damals spielte sich das Leben in Teheran größtenteils unterirdisch ab – in einem Geflecht aus Tunneln, Stollen und Vorratskammern, die die Bewohner vor Räubern und lästigen Steuereintreibern schützen sollten. Als man im 14. Jahrhundert begann, unterirdische Qanate anzulegen, um die Ansiedlung mit Frischwasser aus dem Alborz zu versorgen, stieß man unter anderem auf eine Gruft, in der ein Skelett einen Krug voller Münzen umklammerte, dessen Augenhöhlen noch das blanke Entsetzen vor den beutegierigen Räubern erahnen ließen. Man fand Vorratsspeicher mit erloschenen Talglichtern, Stollen voller Totenschädel und Nischen, aus denen plötzlich Tauben aufflogen, dem Licht entgegen, mit Flügeln aus Seide und Schnäbeln aus reinem Silber. Mit der Kanalisation wurden die Qanate stillgelegt, und die weitere Erforschung des unterirdischen Labyrinth sollte sich bis zum U-Bahn-Bau hinauschieben.

Der erste Europäer, der im Jahr 1404 christlicher Zeitrechnung nach Teheran kam und über diese Reise berichtete, war der spanische Diplomat Ruy Gonzalez de Clavijo, der im Auftrag des Königs von Kastilien und Léon in Zentralasien unterwegs war, um potenzielle Verbündete gegen die Osmanen zu finden. 150 Jahre später befahl ein safawidischer Sultan, rund um das Dorf eine Mauer zu errichten und die 114 Wachtürme mit Koransuren zu versehen. Die Mauer und die Türme, die Teheran vom Dorf zur Stadt machten, blieben über mehr als drei Jahrhunderte bestehen.

Heute ist Teheran von seiner Geschichte und seiner Vergangenheit vollkommen abgeschnitten. Dennoch gehen die Verantwortlichen mit dieser Stadt so um, als sei sie nach wie vor ein Dorf. Während die Bürgerschaft kein Mitspracherecht hat, behandelt die Verwaltung die Stadt wie ein Großunternehmen, mit dem es Gewinne zu erzielen gilt. Es gibt keine Stadtplanung, die den Interessen der Bewohner entsprechen würde. Immobilienspekulanten treiben die Boden- und Mietpreise immer weiter in die Höhe. Ohne Ordnung und ohne Plan stehen im Norden Teherans Wolkenkratzer neben Hochhäusern und Villen im französischen, italienischen oder japanischen Stil. Im Gegensatz zum Süden der Stadt, wo die Menschen in den Slums täglich um ihr Überleben kämpfen, haben sich im Norden ein ungeheurer Reichtum und eine kulturlose Verschwendungssucht breitgemacht. Das öffentliche Nahverkehrssystem ist heruntergewirtschaftet. Den meisten Berufstätigen bleibt kaum ein anderer Ausweg, als sich ein Auto zu kaufen, aus heimischer Produktion wohlgemerkt, das um ein Vielfaches teurer ist als auf dem Weltmarkt und mit seinem notgedrungen schlecht gefilterten Treibstoff zu 70 Prozent zu Teherans Luftverschmutzung beiträgt. 16 Millionen Stadtbewohner, sprich ein Fünftel der Gesamtbevölkerung des Landes, sind so ständig der Gefahr ausgesetzt, an Krebs zu erkranken.

In persischsprachigen Texten aus dem 10. Jahrhundert wird Teheran erstmals seiner wohlschmeckenden Granatäpfel wegen erwähnt. Doch der Erste, der über Teheran als Siedlung schrieb, war der große arabische Geograf und Historiker Jakut al-Hamawi, der auf seiner Flucht vor den Mongolen im Jahr 1221 n. Chr. hier ankam: »Teheran ist ein großes, unterirdisch angelegtes Dorf, zu dem nur diejenigen Zutritt haben, denen seine Bewohner dies gestatten.«

Acht Jahrhunderte später spielt sich das Leben in Teheran wieder im Untergrund ab. Männer und Frauen besuchen gemeinsam verbotene Livekonzerte und schauen Theaterstücke an, die öffentlich nicht aufgeführt werden dürfen. Sie gehen den Moralpredigern zum Trotz in privaten Pools zusammen schwimmen; in den Gärten rund um die Stadt finden gemischte Partys statt, man konsumiert Alkohol und andere Drogen, und es treten Sängerinnen und Sänger

auf. Und die Bahai, eine vom schiitischen Islam abtrünnige und verfolgte Minderheit, denen der Zugang zum staatlichen Bildungssystem verwehrt wird, sorgen im Untergrund selbst für ihre Bildung.

Das staatliche Fernsehen vermittelt indes ein ganz anderes Bild von der Stadt. Hier sind alle Frauen streng islamisch verschleiert und auf Demonstrationen und Kundgebungen zu Millionen bereit, dem Ruf der Staatsführung zu folgen und dem Regime ihre Loyalität zu bekunden. Für die Probleme, die nicht zu leugnen sind, werden die USA und ihre regionalen Verbündeten oder die inländischen politischen Konkurrenten verantwortlich gemacht. Ansonsten aber präsentiert das Fernsehen eine Stadt, in der die Menschen im Wohlstand leben und glücklich sind und in der alles zu erschwinglichen Preisen erworben werden kann. Die Bürger und der Staat hegen Dankbarkeit und Respekt füreinander, und die Zukunft scheint so rosig und strahlend wie die Sonne selbst. Die zunehmende Kluft zwischen dem reichen Norden und dem armen Süden wird in den Fernsehserien, wo nur reiche Bürger in den Hauptrollen vorkommen, überspielt. Während die Reichen oft als depressiv dargestellt werden und Selbstmord begehen, sind die Mittellosen trotz aller Entbehrungen erfüllt von Lebensfreude und stets bereit, sich aufzuopfern und zu verzichten: eine große Lüge, an die niemand glauben kann.

Im realen Teheran, das seinen Bewohnern angesichts von Katastrophen aller Art, Korruption und Diebstahl im großen Stil täglich mehr Toleranz abverlangt, fehlt von diesem schönen Fernseh-Teheran jede Spur. Überall sind Scharlatane am Werk, die die Stadt fest im Griff haben. Das reale Teheran zeichnet sich in erster Linie durch Marginalisierung und Armut aus. Die Bürger sind wütend und müde zugleich. Im realen Teheran verschweigen die offiziellen Medien, wie gleichgültig den Machthabern die soziale Wirklichkeit ist, während im Internet ununterbrochen Falschmeldungen kursieren.

Ein von nicht wenigen Menschen für glaubwürdig gehaltenes Gerücht kündigt zum Beispiel den unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch des politischen Systems an. Indem die Entscheidungsträger im realen Teheran die intellektuellen Stimmen permanent unterdrücken und ausblenden und der Öffentlichkeit suggerieren, die Gesellschaft käme ohne diese aus, ebnen sie dem Populismus den Weg. Man kann ohne Übertreibung sagen, dass vier Jahrzehnte akribischer kultureller Säuberung die Menschen hierzulande so geprägt haben, dass sie selbst Wahrheiten nur noch populistisch aufbereitet akzeptieren. Zur Untermauerung dieser These reicht ein Blick in die besonders während der letzten zwanzig Jahre veröffentlichten und finanziell erfolgreichen Romane. Es sind Romane ohne jede Ästhetik, mit geringem Wortschatz, bar jeder philosophischen oder historischen Tiefe. Sie sind das Resultat der strengen Zensur, der die Fantasie anregenden Werke zum Opfer gefallen sind. Während die offiziell geächteten Intellektuellen nicht vorkommen, dominieren TV-Serienschauspieler, Popstars, bekannte Fußballer und Kampfsportler die Kulturszene der Stadt. So bringt man die Menschen um ihren Verstand und lässt ihnen nur die Emotionen, durch vage Sehnsüchte geweckt und von Parolen befeuert.

Wer die dunkle Seite der Hauptstadt besser verstehen will, muss sich mit dem Phänomen der Marginalisierung auseinandersetzen, die schon rund zwei Jahrzehnte vor der Revolution eingesetzt hat. Zu Tausenden brachen damals mittellose Menschen aus Dörfern und kleineren Städten gen Teheran auf. Getrieben von dem Wunsch nach einem besseren Leben, von der rings um die Stadt verlaufenden kulturellen und ökonomischen Mauer aufgehalten, ließen sie sich notgedrungen an den Stadträndern nieder und schufen sich

dort über die Jahre hin ihre eigenen, mithin begrenzten Parallelgesellschaften. Vor der islamischen Revolution gab es rund fünfzig solcher Slums, aus denen, von ihren Bewohnern unbeabsichtigt und unbewusst, eine starke Gegenkraft erwuchs.

Als die städtische Mittelschicht aktiv wurde, um die Macht des Schahregimes zu brechen, wich die politische Polizei zurück, und es entstand ein Freiraum, der den aus den Dörfern Geflüchteten die Möglichkeit gab, die Randgebiete der Stadt zu erobern. Im Nu war Teheran von kleinen und größeren Satellitenstädten umgeben. In Eigenregie wurden Straßen angelegt und Kliniken, Moscheen und Bibliotheken gebaut. Die mit dem Sturz des Schahs betrauten Revolutionäre schienen bald am Ende ihrer Kräfte und ließen diesem

---

## Teheran greift nun auch nach Städten, die hundert Kilometer entfernt liegen. Iran wird in nicht allzu ferner Zukunft vielleicht nur noch aus Teheran und einer großen Wüste bestehen

---

Treiben freien Lauf – eine Chance für die Menschen, die nur darauf warteten, vom Stadtrand in die Mitte zu rücken. Nun konnten sie wie jeder andere Bürger die Menge an Devisen, die die neu gegründete Republik für Auslandsreisen festlegte, in Anspruch nehmen. Mit Proviant im kleinen Handgepäck fuhren sie busweise in die benachbarte Türkei, um dort Konsumgüter zu erwerben, die sie in Teheran weit über dem Einkaufspreis wieder verkauften. Nicht selten überstieg das, was man so binnen weniger Tage recht mühelos verdienen konnte, bei Weitem das Monatsgehalt eines Angestellten. Allerdings sind die relativ guten Zeiten für Teherans schlecht Betuchte mittlerweile vorbei. Teherans soziale und wirtschaftliche Unterschiede sind zwar nicht neu, doch die Kluft zwischen Arm und Reich ist durch die neoliberale Politik der vergangenen zwei Jahrzehnte breiter und tiefer geworden.

»Privatisiert, wenn ihr nicht in der Hölle enden wollt.« Die Privatisierung aber hat die Gesellschaft in ihrer zweiten postrevolutionären Dekade nicht vom Höllenschlund entfernt. In diesem Land kann eine von den politischen Kräften unabhängige Wirtschaft weder wachsen noch ungehindert gedeihen.

Als mit der Regierungsübernahme von Präsident Mahmud Ahmadschad 2005 eine unabwendbar drohende Wirtschaftskrise sich ankündigte, wurde der ärmere Teil der Bevölkerung durch eine neue Welle des Drittwelt-Populismus für eine Umorientierung nach rechts mobilisiert. Doch es vertieften sich nicht nur die sozialen Unterschiede, auch weite Teile des Mittelstands gerieten in Armut.

Inzwischen ist die Armut in Teheran um das Fünffache gestiegen. Der Mindestlohn liegt unter der Armutsgrenze. In anderen Teilen des Landes ist die Lage nicht besser. Derzeit lebt etwa die Hälfte der iranischen Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze. Diese Lage erhöhte die Spannungen im bereits belasteten Verhältnis zwischen den Mittellosen und den Regierenden. Denn als bedeutender Handelsplatz richtet sich Teheran in erster Linie nicht nach den Bedürfnissen seiner Bürgerschaft. Ausschlaggebend sind die Gesetze des Markts und die Profitmaximierung. Teheran ist eine angeschlagene Stadt, in der die Reichen aus dem Vollen schöpfen können, während die Habenichtse in der Armutsfalle sitzen.

Dennoch irren wir, wenn wir annehmen, dass sich Teherans Notleidende, dem Willen und der Willkür der Oberen ausgesetzt, in die Opferrolle fügen. Ganz im Gegenteil, sie sind unentwegt auf der Suche nach unorthodoxen, neuen Freiräumen, in denen sie mit leisen und langsamen Schritten ihren Protest kundtun und ihre Rechte wahrnehmen. Um solche Bestrebungen möglichst im Keim zu ersticken, läuft der staatliche Propagandaapparat auf Hochtouren. Hier spricht man bisweilen sogar von einer Armutskultur als Lebensform und diffamiert die an den Rand gedrängten Mittellosen als ghettoisierte »Fremdkörper«, die sich weder an die sozialen Normen noch an die urbane Lebensweise angepasst hätten. Wie aber soll diesen Menschen ohne finanzielle Mittel und ohne angemessene berufliche Qualifikationen die Anpassung an eine Gesellschaft gelingen, die sie beharrlich abweist? Folglich unterliegen auch die »Berufe«, denen diese Menschen nur nachgehen, um zu überleben, keiner staatlichen Kontrolle. Die Betroffenen verfügen nur selten über Personalausweise, ihre Behausungen in Vierteln ohne Straßennamen sind auf keinem Stadtplan verzeichnet, und es kommt weder die Post noch, im Bedarfsfall, die Polizei.

Das Regime der Islamischen Republik, das einst mit verlockenden Parolen von der Befreiung der Armen aus dem Würgegriff der Reichen und dem Versprechen, endlich für Gerechtigkeit zu sorgen, an die Macht gelangte, schafft nun selbst täglich neue Armut. In Teheran und Umgebung stehen mehrere Millionen Menschen mit leeren Händen da – eine Tatsache, die aus der Sicht der Machthaber eine Chance sein, aber auch als Drohung wahrgenommen werden könnte. Es handelt sich hier um eine Gruppe von mehreren Millionen Menschen, die vermutlich keine neue soziale Bewegung auslösen wird, aber eine radikale Bewegung zu Ende führen könnte, ohne von ihr zu profitieren – genauso wie vor vierzig Jahren, als die islamische Revolution, eine der größten Bewegungen der Gegenwartsgeschichte, mit Hilfe von Habenichtsen den Sieg davontrug. Wie auch immer, mit der Zunahme der Armut steuert Teheran auf eine gefährliche Kurve zu.

In ihrer Nordhälfte zeigt die Hauptstadt hingegen ein ganz anderes Gesicht. Hier führen die Menschen abends ihre Hunde spazieren, was die Regierung vergeblich zu unterbinden sucht. Hier fahren teure ausländische Limousinen durch die Straßen und vergeuden Benzin, das pro Liter weniger als zehn US-Cent kostet. Schon vor Jahren sollen angeblich 50 Prozent aller Porsche-Exporte nach Iran gegangen sein. Die Supermärkte in Teherans Norden haben ausländische Lebensmittel im Sortiment. Kundinnen dort lassen übrigens ihre Kopftücher oft auf die Schultern sinken. Und sieht man von der eigenwilligen Stadtgestaltung und den in sämtlichen Baustilen der Architekturgeschichte errichteten Wohn- und Geschäftshäusern ab, steht Irans Hauptstadt in diesen Vierteln europäischen Metropolen in nichts nach.

Teheran hat die erstaunliche Fähigkeit, seine Dichterinnen, Schriftsteller und Künstlerinnen zur Selbsttäuschung zu verleiten. In dieser Stadt kann man die Augen vor den Realitäten verschließen. Was das heißt, kann nur ermesen, wer im kreativen Bereich arbeitet. In meinen ersten Romanen erzählte ich von einer verschwundenen Stadt, die es, ehrlich gesagt, vielleicht nie gab. Diese entlehene, mit Schlaftrunkenheit vermischte Nostalgie verleiht der Stadt einen verborgenen Charme, um uns Teheranern eine romantische und ehrwürdige Vergangenheit einzureden. Ich habe die hellen Seiten, das berauschte Herz dieser Stadt, gesucht: eine Mischung aus Bildern und Erinnerungen, aus Fetzen von verlore-

nen Büchern, aus Melodien in demflüchtigen Moment zwischen Schlafen und Erwachen, aus Düften und Geräuschen, die an das alte Teheran erinnern. Es ist diese Mischung von Klängen, Gerüchen und Liedern, die das alte Teheran in Erinnerung ruft, eine Stadt, deren klangvoller Name indes nicht mit der vorgefundenen Wirklichkeit übereinstimmt, deren herausragendstes Merkmal das Chaos ist.

Zugegeben, die Nostalgie habe ich mir zum Teil vom Westen abgesehen: den Blick auf eine Stadt aus Tausendundeiner Nacht, mit schattigen Straßen und Gassen, in denen außer leicht schwermütig dahinplätschernden Wasserläufen kein Laut die Ruhe stört. Moscheen mit geheimnisvollen Nischen, türkise Minarette, Märkte unter Kuppeldächern, getragen von Säulen, zwischen denen das Licht auf vor sich hindösende Ladenbetreiber fällt, die duftende Gewürze und schimmernde Seide feilbieten, auf Teppichweber mit Bottichen voller Farben und Strängen bunter Wolle und auf Frauen mit tief-schwarzen Augen. Ab und zu erklingt der Ruf des Muezzins, es duftet nach frischer Erde, der Himmel ist blau, dann Stille und Warten auf das, was kommen mag.

In der harten Wirklichkeit verflüchtigen sich solche unschuldigen Träumereien schnell. Übrig bleibt eine verwirrend asymmetrische Stadt, deren Maße sich permanent verschieben, die schiefe Ebenen und hinter Staub und Dunst verborgene Ecken und Kanten hat. Das Projekt Teheran wird wohl kein Ende finden, weil man überwie-

gend und ohne großes Geschick mit der Urbanisierung von Dorfbewohnern beschäftigt ist. In den letzten Jahrzehnten hat sich Teheran neben allen umliegenden Dörfern mit Rey und Schemiran sogar zwei Nachbarstädte einverleibt und greift nun auch nach Städten, die hundert Kilometer entfernt liegen. Iran wird in nicht allzu ferner Zukunft vielleicht nur noch aus Teheran und einer großen Wüste bestehen.

Es ist eine schwere Bürde, in dieser Stadt geboren zu sein. Und doch gibt es wohl in keiner anderen Stadt so viel zu entdecken. Teheran ist der einzige Ort auf diesem Planeten, der mich herausfordert, mich anregt – gewaltsam, farbintensiv, unberechenbar, einzigartig! Eine Stadt ohne Fluss, deren Luft geschwängert ist von den Gerüchen des Todes. Eine beängstigende Stadt, von dauerwachen Träumern bevölkert, von trügerisch flüchtigen Schattengestalten, Menschen, die trotz ihrer Furcht vor der ewigen Hölle gezwungen sind zu heucheln und zu lügen. Jeder in Teheran betrachtet die Welt durch dieses schillernde Kaleidoskop. Es prägt zutiefst unsere Sicht auf die Welt. Meine jüngsten Romane handeln von diesem Teheran, über das ich spreche wie über meine eigenen Wunden. ●

Aus dem Persischen von Jutta Himmelreich

© 2020 Le Monde diplomatique, Berlin

Fortsetzung von Seite 99 (Ein Interview mit dem Dichter Ahmad Schamlu)

Ich habe diese Entwicklung sehr wohl vorausgesehen. Kurz vor meiner Rückkehr nach Iran habe ich bei einem Vortrag in den USA meine Warnungen offen ausgesprochen.

*Doch die kurze Zeit, die wir »Frühling der Freiheit« nannten, muss auch Sie glücklich gestimmt und in ihren Bann gezogen haben. Keineswegs. Das können Sie in den Interviews nachlesen, die ich nach meiner Rückkehr mehreren Zeitungen gab.*

*Ihre Aktivitäten konzentrierten sich damals auf die Herausgabe einer Wochenzeitschrift für Politik und Literatur. Die Zeitschrift bildete eine Art Sammelbecken für Intellektuelle.*

Damals habe ich zu meinem Bedauern festgestellt, dass es bei uns kaum Intellektuelle gab. Während der Schahzeit beschwerten sich viele über die staatliche Zensur und darüber, dass sie sich nicht öffentlich äußern durften. Als man ihnen aber die Mundbinde wegnahm, blieben sie stumm und hatten nichts zu sagen.

*Nun wird die Islamische Republik bald ihr zehnjähriges Bestehen feiern. Während dieser Zeit hat sich in unserem Land allhand ereignet. Acht Jahre Krieg, begleitet von gewaltsamer Islamisierung der Gesellschaft. Sind diese Ereignisse literarisch verarbeitet worden, oder hat die Wucht des Geschehens, der unerwartete Schlag die Köpfe der Künstler, Literaten und Denker betäubt?*

Es fehlt uns der Überblick. Wer die Behauptung aufstellt, die iranischen Schriftsteller, Dichter, Musiker würden schweigen, hat die mit Manuskripten vollgestopften Schubladen nicht gesehen.

Wir sollten uns über dieses Thema erst dann unterhalten, wenn wir diese Manuskripte gelesen haben. Jede andere Aussage vorher wäre voreilig.

*Im Gegensatz zu vielen anderen haben Sie sich entschlossen, in Iran zu leben. Wäre es nicht vorteilhafter, wenn Sie im Ausland ungestört arbeiten würden?*

Ich ziehe es vor, in Iran zu leben. Aus der Ferne würde ich die in der Heimat herrschende Atmosphäre nicht mehr direkt erleben und spüren können, ich würde mich innerlich von dem Leben dort lösen, würde mich nicht mehr als ein Glied, ein Subjekt der iranischen Gesellschaft empfinden können. Hier habe ich nichts zu suchen. Meine Gefühle, Erwartungen, Gedanken, Erfahrungen sind eng mit Iran verbunden. Ohne diese Bindung würde ich den Boden unter den Füßen verlieren, es wäre ein Leben ohne Sinn. Daher ziehe ich es vor, wenn es sein muss, in Iran zu sterben, statt im Exil zu leben. ●

Interview: Bahman Nirumand

- 1 Nima Juschiidj (1897–1960) gilt als Vater der modernen persischen Lyrik.
- 2 Aus: *Jener Rabe. Ahmad Schamlu. Ausgewählte Gedichte*, aus dem Persischen von Sonia Seddighi und Bahman Nirumand, Bremen (Sujet Verlag) 2017.

Das Interview fand im Oktober 1988 in Berlin statt.  
© 2020 Le Monde diplomatique, Berlin